

(Nachdruck verboten.)

10]

Marinka.

Von W. G. Korolenko.

VII.

Die Schneestürme kamen wirklich. Jedes Jahr zwischen Herbst und Winter herrschen zwei, drei Wochen lang starke Stürme in jener Gegend. Die Nächte sind dann kalt und dunkel, der Wald stöhnt, und über die Wiesen jagt ein stechender Schneestaub und der Boden wird hart wie Stein.

Aber die Tartaren, die fast die Hälfte der Niederlassung besetzt hatten, nutzten diese Zeit zu rein praktischen Zwecken aus. Der festgefrorene Boden nimmt keine Abdrücke auf und Schnee und Wind verwischen jede Spur.

Wenn wir des Nachts aus unsrer Hütte traten, hörten wir oft Geräusch und leises Flüstern zahlreicher Stimmen in den nahen Tartarenhöfen. Am nächsten Morgen hörte man dann von einer erbrochenen Schener bei den Jakuten, oder man sprach von einem Ueberfall auf die Hütte eines Reichen.

Mein Freund, der Halbjakute Timosej, von dem ich schon gesprochen habe und der eifrig bemüht war, mich mit den Eigentümlichkeiten der Niederlassung und ihrer Umgebung vertraut zu machen, charakterisierte diese gegenseitigen Beziehungen folgendermaßen:

„Der Tartar bestiehlt den Jakuten, und der Jakute den Tartaren, von vorn und von hinten; alles ist gleich“.

Aber eine richtige Reciprocität bestand eigentlich nicht. Die Jakuten sind ein schüchternes und friedfertiges Volk und sie beschränkten sich eigentlich mehr auf die Defensiv. Freilich, wenn ein tartarisches Pferd sich in das jakutische Lager verirrt, wurde es auf der Stelle getötet und gemeinsam verzehrt, auch wenn der Vorfall sich ganz in der Nähe der Niederlassung ereignete. Aber direkte Anfälle auf die tartarische Niederlassung waren selten. Sogar ihre Verteidigung war ungeschickt und kindlich feig. Wenn man des Nachts in ihrer Gegend reiste, konnte man oft plötzlich ein furchtbares Geschrei hören, als wenn ein halbes Duzend Leute gemordet würden. Das waren die Bewohner einer Hütte — während des langen kalten Winters wohnen immer zwei, drei Familien zusammen — die auf diese Weise dem unsichtbaren Feinden zu verstehen gaben, daß sie nicht schlafen und auf ihrer Hut sind. Aber das Geschrei machte eher den Eindruck eines panischen Schreckens oder einer flehenden Bitte. Manchmal folgten auch ein paar Flintenschüsse, die einfach in die Luft abgefeuert wurden. Die unternehmungslustigen, kühnen Tartaren ließen sich durch diese kindlichen Vorsichtsmaßregeln natürlich nicht abschrecken; sie warteten, bis die Jakuten sich ausgegott hatten, und wenn jene mit Schreien und Schießen fertig waren, gingen sie ruhig und sicher auf ihre Beute los.

Einen Tag nach der wunderbaren Wolke und dem nächtlichen Sturm kamen einige Jakuten in die Niederlassung und verlangten eine Haussuchung bei den Tartaren. Wir mußten ihnen auch „ein Papier schreiben“. Die Tartaren öffneten demütig ihre Schuppen und hoben ihre Fußböden auf.

Und der Wind rückte immer näher, der Wind jagte den Schnee durch die dunkle Nacht, er warf ihn gegen die kleinen Scheiben unsrer Hütte, und das Geräusch auf den Tartarenhöfen hörte nicht auf. Mein treuer Cerberus, den ich zu mir in die Hütte genommen hatte, um das furchtbare Gefühl der Einsamkeit los zu werden, knurrte und heulte ganz eigentümlich, wie die jakutischen eingebornen Hunde heulen, wenn sie Tartaren oder Verschickte spüren. Dann griff ich gewöhnlich nach meiner Flinte und trat aus der Hütte. Aber die Furcht war immer unbegründet; nur auf der Fahrstraße, die zu den Jakuten hinüberführte und die an unsrer Hütte vorbeilief, verschwanden eine oder zwei reitende Gestalten in der Dunkelheit.

Wenn ich so in meiner Hütte auf der Bauer lag, kam ich mir wie auf einer kleinen Insel vor, um die im dunklen Nebel ein Kampf von Seeräubern tobt. Manchmal konnte ich ganz genau feststellen, wer von meinen guten Nachbarn zu den Jakuten auf Beute zog oder mit der Beute in den Wald,

denn die Sachen mußten sofort versteckt werden. Manchmal stieg eine furchtbare Empörung in mir auf, die Hand griff unwillkürlich nach dem Gewehr, aber das war einfach eine Unmöglichkeit. Ich konnte zwischen diesen Felsenriffen nicht schwimmen.

Eines Tags kamen ein blinder Greis und sein blindes altes Weib in die Niederlassung. Ihre Kleider waren mit Schnee bedeckt und sie streckten tastend ihre langen Stöcke aus. Es war ein unglückliches, altes, obdachloses Paar, das bei den Jakuten herumzog und sich seinen Unterhalt durch das Mahlen auf Handmühlen, wie sie wahrscheinlich die Sklaven des Odysseus schon gekannt hatten, verdiente. Solch' eine Handmühle existiert in jeder jakutischen Jurta. Auf einem festen Holzblock, ungefähr in halber Höhe eines normalen menschlichen Körpers, ruht ein mittelgroßer Mähstein. Darüber, an einer eisernen Kette, hängt ein zweiter; ein langer Stod, dessen oberes Ende an der Decke befestigt ist, stellt die Verbindung her. Man schüttet das Getreide in die Oeffnung zwischen den Steinen, und bewegt langsam den Stod. Die Steine knirschen, und das Mehl fällt in einem quälend langsamen, merkbaren Streifen auf den Tisch. Für das Mahlen von einem Pud Getreide zahlt man fünfzehn bis zwanzig Kopeken.

Von diesem herrlichen Lohn hatten die Alten so lange gespart, bis sie sich warme Pelze für den Winter kaufen konnten und Decken, die wie Sade aussehen. Warum sie gerade diese Gegenstände gewählt hatten, ist wohl schwer zu sagen. Ich hatte oft beobachtet, wie sie im Sommer ihre Schätze hinausstrugen, um den Staub und die Motten auszuschütteln. Sie breiteten sie auf dem Boden aus, und der Alte tastete mit der linken Hand nach der richtigen Stelle, während er in der Rechten eine schmiegsame Gerte hielt. Von dem Instinkt des Blinden geleitet, schlug er selten fehl. Dieselbe Arbeit verrichteten sie auch bei Fremden, wenn nichts zu mahlen da war.

Jetzt schlichen sie durch die Straßen, halb erfroren und unglücklich. Die Thränen flossen aus den blinden Augen der Alten und froren auf ihren Wangen zu Eis. Der Alte ging wie in einer tragischen Verzücktheit, mit dem Stod stieß er gegen den hartgefrorenen Boden, aber den Kopf hob er in die Höhe, als wollte er mit den blinden Augen zum Himmel hinausschauen. Sie wollten auch im Verwaltungsgebäude „ein Papier machen lassen“. Tags vorher hatte man aus dem Schuppen des Jakuten, bei dem sie gerade arbeiteten, ihre Schätze, die Früchte einer langjährigen qualvollen Arbeit, gestohlen.

Die Verschickten und die Tataren traten aus den Häusern. Man umringte das alte Paar, und die Erzählung von ihrem Unglück ging von Mund zu Mund. Auch Abram stand vor seinem Thor und musterte die Alten mit seinen gutmütigen Augen.

„Guten Tag!“ rief er mir entgegen. „Was gehst Du vorüber und sagst kein Wort?“

Ich drehte mich unwillkürlich um und trat zu ihm.

„Höre Abram,“ sagte ich, „ist das in Ordnung?“

Er warf mir einen sonderbaren Blick zu und sagte mit seiner gewöhnlichen einschmeichelnden Stimme:

„Bruderherz, ich hab's ja nicht gethan!“

Und dann fügte er nachdenklich hinzu, indem er den Alten nachschaute:

„Die Sachen lagen gewiß mit den andren zusammen.“

„Werdet Ihr sie jetzt nicht zurückergeben?“ lachte ich bitter auf.

Abram antwortete nicht. Aber ungefähr zwei Monate darauf traf ich ihn einmal auf der Straße, in Gesellschaft eines Tataren, den ich nicht kannte. Er war lang wie eine Bohnenstange und mager wie ein Skelett. Als wir einander begegneten, schien Abram etwas einzuhalten. Er blieb vor mir stehen.

„Höre, was ich zu Dir sprechen werde,“ sagte er: „Diesen Tataren haben sie dabon gejagt, seine Frau ist auf dem Wege gestorben. . . . Vier Kinder. . . . Nichts ist geblieben. . . . Hungerig waren sie und sie konnte nicht heizen.“

„Das ist wahr,“ sagte der andre dumpf und nickte mit dem Kopf. Aber dieser Bestätigung bedurfte es gar nicht. Aus den tiefliegenden Augen sprachen Hunger und Verzweiflung

und das dunkle Gesicht trug den Stempel einer tödlichen Gleichgültigkeit.

„Er hat gebeten und gefleht, endlich hat er die Kinder aufs Amt getragen. Macht mit ihnen, was Ihr wollt, werft sie ins Wasser, hat er gesagt.“

„Ich bin selbst hergekommen,“ erklärte der andre.

„Hast Du meine Worte verstanden?“ fragte Abram wieder und ging weiter, ohne meine Antwort abzuwarten. Ich verstand, daß in die Niederlassung noch ein Mensch gekommen, der zu allem bereit war.

Als ich an diesem Abend nach Hause kam, irrte ich ruhelos in der Hütte und im Hof herum und suchte meine Flinte. Die Gefährten sollten in einigen Tagen kommen. Um die Hütte tobte der Wind, und vor dem Fenster sah ich einen ganzen Streifen von Funken und Rauch; der Wind holte sie aus meinem Schornstein hervor und schleuderte sie dann rasend zu Boden, vor dem zweiten Fenster an der Seitenwand hatte er eine dicke, weiße Wand aufgetürmt.

Im zweiten Hof, in den ich jetzt hinaustrat, um die Pferde zu füttern, lief mein Schimmel wie verrückt herum. Als ich eintrat, sprang er zur Seite, als wenn er mich nicht erkannt hätte. Dann näherte er sich zitternd und wiehernd und legte seinen Kopf auf meine Schulter. Er spitzte die Ohren und lauschte. Sogar er, der Eingeborne, war noch nicht an den langgezogenen lauten Schrei gewöhnt, den der Wald uns mit dem Wind hinüberschickte, der aus den Felsenriffen und über den Hügel kam.

Ich warf ihm sein Heu vor und ging fort, aber ich hörte, wie er wieder im Hof herumraste, und die dumpfen Tritte seiner Hufe schlugen ohne Aufhören an mein Ohr. Mein Hund lag zu meinen Füßen.

Draußen tobte das Unwetter weiter, das sich rasch von den Bergen bis zum Fluß hinunterzog. Die Niederlassung verschwand im Schneesturm, wie sie sich in jedem Unwetter versteckte. Nur manchmal sprangen die feurigen Funken durch das weiße Chaos, oder ein hell erleuchtetes Fenster wurde plötzlich sichtbar und verschwand wieder.

Und jetzt begann ich die Stimmung unsrer Dörfler zu verstehen. Wie sie bald demütig die nackte Frechheit eines Tollkops, der Furcht und Gewissen verloren hat, ertragen und dann wieder tierisch nach dem Eigengericht der Menge greifen, wie ein Mensch, der zu lange in einer demütigen Haltung verharrt hat. Die eine Hälfte der Niederlassung hatte die andre größere und auch die ganze Umgebung in ihrer Hand. Und jetzt im Schneesturm knarrte bald die eine und bald die andre Thür, der Hausherr steckte vorsichtig den Kopf heraus. Wer rüttelt am Scheunenthor, Diebe oder das Unwetter? Und weitenweit ertönt wüstes Geschrei und sinnlose Flintenschüsse. Und ich selbst, ich stehe mitten im Schneesturm und drücke ebenso sinnlos meine Hände an das Flintenrohr. Warum? Ich kann nicht schwimmen in diesem Meer, mein Platz ist nicht in diesem Kampf, keinen Schritt kann ich hier machen.

Und in der übrigen Welt, die draußen liegt, hinter diesem furchtbaren Sturm, dort sind die, von denen ich glaube, daß sie etwas thun könnten, kraftlos und Kleinmütig, und die andren, die es könnten, wollen nicht. Jeder steht nur für sich und denkt nur an sich und keiner ist da, der selbst hier in diesem einfachen Falle, begreifen wollte, daß seine Sache bloß ein Teil der allgemeinen Sache ist.

Aber ich hatte mich geirrt, ein solcher Mensch fand sich und ich sollte mich bald davon überzeugen.

VIII.

Ich war kaum in meine Hütte zurückgekehrt und begann gerade mich auszuleiden, als mein Hund unruhig zu knurren begann und im Hofe Tritte laut wurden. Zerberus sprang wütend ans Fenster, von dessen Außenseite eine Hand eifrig den Schnee herunterkratzte; dann erschien ein bekanntes Tatarengesicht hinter den Scheiben.

„Vursche, Dein Pferd hat sich losgerissen!“ rief er.

Ich zog mich rasch an und lief hinaus. In dem hohen Raum war ein Brett durchbrochen und mein Pferd fehlte. Der Tatare entfernte sich ruhig wieder über die Straße.

Ich mußte mich sofort auf den Weg machen, um mein Pferd zu suchen. Ein polnischer Bauer, der noch zur Zeit der Aufstände hierher verbannt worden war, borgte mir ein Pferd und erbot sich, mich zu begleiten. Nach seiner Vermutung war mein Stierow gewiß in das Jakutenlager geflohen, in dem ich es gekauft hatte.

Der Sturm hatte sich etwas gelegt. In der Nähe der

Niederlassung stießen wir auf einen halberfrorenen Verschäkten. Er trug einen dünnen Pelz, und seine Stimme zitterte so, daß einzelne Töne an das klägliche Wimmern kleiner Hasen erinnerten. Er war am Abend fortgegangen und hatte bei einem bekannten Jakuten übernachten wollen, aber im Dunkeln hatte der Hund ihn wie einen Fremden angebellt, und aus der halbhoffenen Thür hatte der Hauswirt ihm einen Flintenschuß entgegengeschickt. Er war vor Angst geflohen und hatte 15 Werst zurückgelegt, indem er sorgfältig alle Behausungen in weitem Bogen umging. Ich gab ihm einige Schlucke Brantwein aus einer Feldflasche, die ich mit hatte, und als wir ihm sagten, daß er nur anderthalb Werst von der Niederlassung entfernt sei, lief er so rasch als möglich weiter.

„Ein richtiger Krieg,“ sagte der Pole lachend.

„Sie lachen, Herr Bekarsky?“ fragte ich in einem unwillkürlich vorwurfsvollen Ton.

„Was soll man denn thun?“

Er lebte seit zwanzig Jahren im Orte und hatte eine Eingeborene geheiratet.

„Uebrigens, so schlimm ist es noch nie gewesen,“ fügte er dann ernsthaft hinzu: „Wie soll das weiter werden?“

Unser Weg führte zum Fluß hinunter, rechts schlugte uns das hohe, steile Ufer vor dem Sturm. Ueber die Wipfel der fernen Bäume raste der Wind, aber hier war es ruhig, fast warm, dafür war der Nebel hier so dicht, daß ich kaum meinen weißen Hund unterscheiden konnte, der ein paar Schritte vor meinem Pferde herlief. Die Hufschläge unsrer Pferde hallten laut von den Steinen wieder. Die Tiere bemühten sich sehr, vorsichtig aufzutreten.

Plötzlich beugte sich mein Begleiter vor und griff in die Zügel meines Pferds. „Halt!“ sagte er, „hören Sie?“

Von der andren Seite des Flusses klang ein Echo leiser Hufschläge herüber.

„So eine verfluchte Bande,“ sagte er leise lachend, „sie sind doch zu Verstand gekommen!“

„Was ist denn das?“ fragte ich.

(Fortsetzung folgt.)

„Der arme Heinrich“.

(Opernhaus.)

Richard Wagners theoretisches und praktisches Wirken für die Gattung einer Oper als eines dramatischen Gesamtkunstwerks scheint zunächst etwas so Einziges zu sein, daß man nach seinen Vorgängern und Nachfolgern und überhaupt nach seiner Einschaltung in eine Entwicklungssreihe kaum zu fragen wagt. Und doch tritt nun auch diese Einschaltung immer deutlicher hervor. Die von Wagner selbst herausgezogenen Gestalten kommen dabei zum großen Teil nicht einmal so sehr in Betracht wie andre. Beethoven und Weber sind hier nicht mehr nur unmittelbare Anreger, Mendelssohn ist es vielleicht mehr als Wagner selber meint, und Gluck, sein unbestrittener Vorgänger, bildet auch noch lange nicht den ersten Anfang der Reihe. Dieser Anfang geschah vielmehr, wenn es ein bestimmtes Datum gelten soll, im Todesjahr Orlando di Lasso's und Palestrina's, der damaligen Hauptvertreter einer ganz andersartigen Kunst; also im Jahr 1594. Damals wurde in Theorie und Praxis die dramatisch-dellamatorische Oper geboren. Ging sie in Italien bald einer Abwendung von ihrem ursprünglichen Charakter entgegen, so wurde sie doch in Frankreich durch Lully (1633—1687) wieder nach ihrer dramatisch-dellamatorischen Seite weiter gebildet; zum Teil wird Lully darin sogar über Gluck gestellt. Dann aber kamen Bestrebungen mehr theoretisch-litterarischer Art, die uns erst jetzt näher bekannt werden, seit Eugen Reichel die Verdienste des vielgeschmähten Gottsched zu retten begonnen hat. Danach hat dieser Reformator des deutschen Theaters auch Wagners Ideen zum Teil vorweg genommen. Nach Reichels Berichten und Gottsched-Citaten handelt es sich nicht nur um einen Protest gegen das damalige Umwesen der Oper und um nationale Gesichtspunkte für sie, sondern auch direkt um das Problem einer Verbindung von Musik und Drama, ja selbst eines Gesamtkunstwerks. Allerdings kommt Gottsched über eine Schöpfung der Musik als eines selbständigen Bestandtheils des Ganzen nicht so hinaus, wie es dann bei Wagner der Fall war; allerdings ist ihm noch die Melodie „der Kern aller Musik“ — was aber vielleicht von Wagners gleicher Nüchternung des „Melos“ nur terminologisch abweicht. Und Wagners spezifisch romantische und symbolische Schöpfungsart dürfte — anderthalb Jahrhunderte vorher — dem Gottsched noch ganz fern gelegen haben. Dann aber werden sich über diesen hinaus noch weitere Mittelglieder finden: F. A. Schöberle mit seinen bezüglichen Auslassungen im „Kritischen Musikkritik“ wird von Reichel direkt als Schüler Gottscheds bezeichnet; F. F. Löwen dürfte ebenfalls auf diese Zusammenhänge noch näher zu prüfen sein;

Leffings teilweise Vorbereitung von Wagners Gesamtkunstwerk ist wenigstens in Remerkreisen längst beachtet worden.

Was nun die andere Seite der Reihe, die Nachfolger und Mitstrehenden Wagners betrifft, so tritt aus dem darüber allgemein Bekanntem wenig hervor, was direkt als eine Fortsetzung von Wagners Lebenswerk gelten könnte. Niemand hat in seiner neuen „Geschichte der Musik seit Beethoven“ auch diese Erscheinungen zusammengestellt (bes. S. 441 f., 648 ff. und 760), wobei vielleicht auch Walbert von Goldschmidt anzuschließen wäre. Was im Sinne jener Fortsetzung bisher vorliegt, ist freilich vorwiegend Parteilampf. Jedenfalls besitzen wir einen Komponisten, der als ausgesprochener Anhänger des Meisters bisher auch mit einem großen künstlerischen Können aufgetreten ist: Hans Pfitzner. Abgesehen von seinen Liedern und andrem Kleinerem sind uns in Berlin aus seiner jüngst vollendeten „Rose vom Liebesgarten“ Bruchstücke bekannt geworden, die in ihrer Isoliertheit mit mancher Ungunst zu kämpfen hatten. Seine ältere Oper ist bereits in mehreren auswärtigen Städten (Mainz, Prag usw.) mit Erfolg gegeben und nun endlich auch von unserem königlichen Opernhaus übernommen worden; hoffentlich ist daraus nicht die naheliegende Vermutung abzuleiten, daß das Stück nun schon am Ende seines ersten Gangs durch die Öffentlichkeit angelangt sei.

„Der arme Heinrich. Ein Musikdrama in zwei Akten. Dichtung von James Gran. Musik von Hans Pfitzner“, wurde am Mittwoch zum erstenmal in Berlin gegeben. Das Drama selber ist der bekannten mittelalterlichen Legende frei nachgebildet. Der sieche Ritter Heinrich soll durch die Opferung einer Jungfrau gesunden; Agnes, die Tochter seines Mannes Dietrich, erbietet sich dazu; im entscheidenden Augenblick geschieht das Wunder, daß Heinrich allein schon durch die Willigkeit des Mädchens heil wird. Der dramatische Aufbau, seine seelische Begründung und zum Teil auch die Zeichnung der Personen sind meines Erachtens vorzüglich gelungen; das symbolisch-romantische Element wird gut glaubhaft; die epischen und lyrischen und theatralischen Breiten des Stücks sind, getreu dem Wagnerischen Vorbild, zwar mit viel Aufgebot von dichterischer Kraft, doch erst recht mit viel Anspruch an die Geduld und Hineinleitung des Lesers oder Hörers durchgeführt; die Sprache ist die so gut wie ganz uneigene Wiedergabe eben jenes Vorbilds, mit all dem Schreckhaften, das wir an ihm kennen. Konstruiere und verdaue mir doch einer den folgenden Satz, der übrigens nur die zweite Hälfte einer Satzperiode bildet:

„Gott ist auch gnadenreich;
D'rum läßt er zu:
Das Unschuld sich als Liebesopfer bent,
Und Sünders Buße auf sich selber lädt,
— Des' Schuld so tilgt, und so wirkt eignes Heil,
Wenn eine Jungfrau tugendrein
Hier opfert an des Herren Schrein
Mit freud'gem Mut
Ihr junges Blut,
Dem Wäßer Auh' zu geben,
Blüht auf er wieder, stark und rein;
So will es Gott! So muß es sein! —“

Entweder bleibe derlei vor einer geladenen Gesellschaft von Wagnerianern, oder man erlaube uns andern ein Stoßgebet etwa von folgender Art:

„Des Heiles Not,
Der Sünde Tod:
Aus Sachverdrehung
Und wirrem Gebraus,
Mit knitteligem Verie
Stabeimender Flut,
— Des klüchtigen Herse
Bent brünstige Gut:
Wer die mir weist,
Erlösung aus Schuld:
Mit segnender Hand
Wöcht' ich ihn weisen —
In Frühling'snacht
Wenn Unschuld sich opfert —
Dem Sprachgefühl Auh' zu geben,
Blüht auf es wieder
In prangender Pracht! — —“

Die verhältnismäßig kurzen Verse sind, wie schon bei Wagner, in der Hauptsache darauf angelegt, sowohl aus der Sprache als auch aus der Musik die einzelnen Phrasengebilde herauszuarbeiten. Das bedingt nun zwar nicht durchaus, begünstigt aber sowohl in Wagners späteren Werken wie besonders auch hier eine gewisse vorherrschende Kurzatmigkeit der melodischen Formen, und diese wieder hilft mit an jener meist unruhigen, drückenden Stimmung, die nun einmal für die Höheleistungen des Meisters wie für die Leistung seines Nachseferers so charakteristisch ist. Zu dieser Unruhe tritt bei Pfitzner noch mehr als bei Wagner eine Kompliziertheit, mit der wir von den Idealen einer schlichten Einfachheit weit entfernt sind. Welche Fülle von kompositorischer Kunst in diesem Orchester, welche Verwickeltheit der Begleitung selbst zu so elementaren Textstellen, wie etwa zu folgender:

„O Himmel, segne die Treu,
Die kindlich-rein im jungen Herzen glüht,
Und gib, daß täglich frisch aufs Neu,
In Kraft und Herrlichkeit sie auferblüht!“

Dann, welche schleppende, hemmende Breite z. B. zu dieser Stelle:

„Kein Pilger je, denn ich, mehr Freund empfand,“ usw! Welche Sehnsucht wird nicht dem Hörer erweckt, daß er sich mal freier dem Aufnehmen des Gesangs hingeben könne, bis erst spät eine so tonzentrierte Gesangsstelle kommt wie die des dritten Akts:

„In Deiner Jugend zarter Blüte,“ usw.

Geführt und gemacht ist die Komposition wahrhaftig mit dem kindlichsten naiven Glauben an schlichte Einfachheit und effektfreie Dramatik; es fragt sich nur, ob sie auch schließlich auf den Hörer so wirkt, wie sie gemeint ist, wenn sozusagen schon jedes Komma des Textes im Orchester mit Englisch Horn, Klarinette, Kontrabass, Bass, zwei Harfen usw. interpretiert wird. Dazu kommt noch, daß Pfitzner, wie schon seine Lieder zeigen — gelinde gesagt — mehr zu den Instrumentalkomponisten als zu den Vokalkomponisten gehört und die Gesangsstimmen — wieder gelinde gesagt — noch ungünstiger behandelt, als es Wagner thut. Auf diesen Wegen stehen wir, glaub' ich, nicht vor einer weiten Perspektive, sondern am Ende einer Wanderung, die durch Felsgestrüpp nicht mehr weiter geht. Siegfried Wagner, der an musikalischer Kraft weitaus nicht mit Pfitzner zu vergleichen ist, der aber eine eigne Sprache zu sprechen beginnt, scheint uns viel eher eine Aussicht auf Weiterkommen zu bieten.

Innerhalb des so geschilderten Rahmens, innerhalb eines ganz bestimmten historischen Stils, der bereits ebenso sein Epigonenatum hat, wie es andre historische Stile haben, liegt nun in Pfitzners Komposition ein Kunstwerk von der meisterhaften Größe vor, die allein schon durch die strenge Zusammenfassung aller Mittel zum Gesamteindruck gegeben ist. Auch innerhalb dieses Gesamteindrucks hinwieder sind der entzückenden Stellen viele. Der ganzen Schönheit des Werks gerecht zu werden, ist bei einer Aufführung unmöglich. Das ist kein Gemis, keine Möglichkeit des vollen Mitnehmens: das ist ein Appell an allmähliches Studium. Schon das Herausfinden der „Leitmotive“ aus der Fülle des Gehörten ist eine schwere Arbeitsleistung, wie sie es schon bei Wagner war, dessen Motive doch im ganzen plastischer hervortreten als die Pfitzners.

Zu all dem kommt nun der Umstand, daß selbst in dem so günstig eingerichteten Bayreuther Haus das Verstehen des Gesungenen eine wohl ewig ungelöste Schwierigkeit des musikalischen Dramas bildet; in einem gewöhnlichen Opernhaus, vor dem frei hervorbrausenden Orchester, muß man entweder im Dunkel den Text mitlesen, was aber erst recht nicht sein soll und schließlich unmöglich wird, oder man muß sich auf eine allgemeine Ahnung beschränken. Welche Quälerei, aufgeregten Gesang und Gesteureichum vor sich zu haben und bei so und so viel nicht zu wissen, worum es sich dreht. Schließlich eine Negie, die den subtilen pantomimischen und seintischen Weisungen des Textbuchs mit der an unsrer Oper nun einmal üblichen Raffigkeit entspricht — es bedürfte aller Kunst unsrer ausgezeichneten einzelnen Kräfte, um dem Publikum ein volleres Bild von der Sache zu zeigen. Man weiß kaum, wem man da den Vorzug geben soll: jedenfalls hat Kapellmeister Bruno Walter das Seinige in bestem Maß gelhan. Herr Kraus und Frau Grادل standen in Gesang und Spiel obenan; doch auch Herr Hoffmann und Frä. Reink lebten ihre Rollen, und Herr Knüpfer war nicht schlecht. Der Dekorationsmaler machte den Schnitzer des Textbuchs, für's Jahr 1100 in Deutschland und gar in Italien gotische Bauformen zu verlangen, durch eine im ganzen romanische Szenenmalerei wieder gut, die freilich besser nicht auf Einzelheiten zu prüfen war.

Am äußeren Erfolge fehlte nichts; ich zählte im ganzen ein 15maliges, nur zum Teil auf Fremdesmühen zurückzuführendes Erscheinen des Komponisten. — sz.

Kleines Revueletton.

ck. Wie die Menschen vor 6000 Jahren lebten. Wie aus New York berichtet wird, ist Professor Gilchrist von der Universität Pennsylvania nach Amerika zurückgekehrt, nachdem er in Mesopotamien die ältesten Spuren menschlicher Kultur in mehreren vergabenen, übereinander ruhenden Städten ausgegraben hat. Unter einer Reihe von Schichten stieß er auf den Tempel Sargons I. (3800 v. Chr.) und schließlich auf die Ruinen des alten Uruk, das in der Genesis erwähnt wird. In dem Erdtall lagen Gegenstände aus der Zeit von Ugalzagani, der etwa 4500 v. Chr. lebte. Auf dem Altar lag noch die Asche des letzten Opfers mehrere Zoll dick, dann fand man Opferkrüge und einen Schluchsteinbogen. Beim weiteren Graben stieß man auf Anzeichen von Häusern und auf einen großen, präparagonischen Palast, der wenigstens zwei Stockwerke und eine 600 Fuß lange Front hatte. Besonders bemerkenswert ist aber die Entdeckung der alten Tempelbibliothek von fast 18 000 Tafeln, auf denen das damalige Leben geschildert ist. Es ist dies die älteste Bibliothek der Welt, die von alten Gelehrten lange vor der christlichen Zeitrechnung zusammengebracht wurde. Die Tafeln lagen auf Fächern, die sich an den Wänden eines Zimmers entlang ziehen,

und sind jetzt auf dem Wege nach Amerika. Sie sind für die Geschichte der ältesten Zeit von größtem Wert und gestatten höchst merkwürdige Einblicke in das Leben der Menschen jener ältesten Kulturstufe. Diese lebten in Häusern mit einem gut angelegten Entwässerungssystem. Hilprecht fand in einem Hause noch einen uralten Herd. Die Leute aßen aus Schüsseln, deren Thon auf einer Drehbank gedreht war. Sie verehrten den Gott Bel und brachten ihm viele Weihgeschenke. Die Kinder gingen entweder zur Schule oder wurden von den Eltern und andern Lehrern in den Grundlagern die Grammatik unterrichtet, — man hat nämlich viele grammatische Übungen gefunden. Das Volk war musikalisch, was durch auf Tafeln geschriebene Hymnen bewiesen wird. Der Tempel wurde von den Volksmassen, die Geld dazu beisteuerten, unterstützt. Viele Tafeln enthalten Berichte von dem Einkommen aus verschiedenen Quellen. Es gab Reiche und Arme, Herren und Sklaven. Man hat Archive über den Verkauf von Sklaven, Gütern, Erzeugnissen gefunden. Einige Güter wurden verpachtet, andre mit Hypotheken belastet, Ernten vor der Reife verkauft. Die Reichen lebten nicht immer auf ihren Gütern, die oft in Fiebergegenden lagen. Sie genossen das städtische Leben, während die Sklaven und Pächter das Land bebauten. In diesem Fall gebrauchten die Landbesitzer Agenten, die ihre Interessen vertraten. So fand Professor Hilprecht die Archive von Sachwaltern, die viele Jahre als Agenten der Reichen thätig waren, auch die Buchführung der Firma ist aus den Tafeln ersichtlich, ebenso alle Arten von Kontrakten, Verträgen, Schuldverschreibungen usw. Im alten Nipur gab es auch Künstler. Prof. Hilprecht fand ein Tafelchen mit einem Loch in der Mitte. Das Tafelchen, das augenscheinlich an einem Haus oder Tempel befestigt war, giebt das von künstlerischer Begabung zeugende Bild von zwei Leuten, die die Schafe treiben. In der Skulptur waren sie noch weiter vorgeschritten. Man hat viele kleine Gruppen gefunden, darunter solche des Gottes Bel. Eine Gruppe zeigt einen von jungen Hunden umgebenen Hund. Eine andre Gruppe zeigt zwei Liebende, die zu klagen scheinen, die Frau lehnt sich gegen den Mann an und wird von ihm unterstützt. Auch die Wissenschaften waren diesem Volk bekannt. Man trieb astronomische Studien und zeichnete Berichte über die Bewegungen der Sterne auf; außerdem wurden viele astrologische Tafeln gefunden. Die Literatur war sehr umfassend. Aus der fortlaufenden Schilderung der Dokumente geht hervor, daß das Volk in der Erinnerung der Nachwelt weiterleben wollte. Das erhellt auch aus der Thatsache, daß zur Zeit Nebutabnegars ein alter Priester ein kleines archäologisches Museum in einem Thontopf zur Erbauung der Nachwelt anlegte. Er grub in den Ruinen unter der Stadt und sammelte die Tafeln früherer Zeitalter. Der Topf wurde erst gefunden, nachdem man die Duplikate schon vorher gesammelt hatte. Bei ihrem Tode wurden die Leute von Nipur in zierliche Särge aus gebranntem Thon gelegt, die mit einer schönen blauen Glasur bedeckt waren. Ueber die Bestimmung wurde ein Dedel gelegt und der Sarg in ein Gewölbe auf ein Postament gestellt. Auch in der Architektur waren die Leute von Nipur erfahren und bauten zur Verteidigung ihrer Stadt große Mauern mit Oeffnungen für massive, schön gemeißelte Thore, die auf großen Steinblöcken ruhten. —

Völkerrunde.

— Das persische Wohnhaus. Ein Wohnhaus, wie es nicht sein soll, kann das persische genannt werden. Bei den Menschen, die nicht selbst im Morgenlande waren, verbindet sich mit dem Namen Persien meist eine besonders poetische Vorstellung, die wahrscheinlich auf den Einfluß der allbekanntesten Märchen aus 1001 Nacht zurückzuführen ist. Wer aber selbst nach Persien kommt, wird bald die Erfahrung machen, daß eine persische Stadt mit dem in dieser Vorstellung vorhandenen Ideal von Pracht und Schönheit ganz und gar nicht zusammenzubringen ist, und daß alle Wohlgerüche Arabiens, die uns aus den Märchen so willkürlich entgegenkamen, nicht dazu im Stande sind, die Nase über die nicht einmal mehr zweifelhafte Qualität des Parfüms hinwegzutäuschen, das von den Straßen und den Häusern im persischen Lande aufsteigt. Die Wohnung des gewöhnlichen Persers kann geradezu als eine Verneinung jeglicher Bequemlichkeit und sämtlicher Gesundheitsregeln gelten. Hinter hohen Lehm-mauern versteckt sind die Häuser selbst niedrig und eng und gleichen, da sie die Thüre als einzige Oeffnung zu besitzen pflegen, eher einem Keller oder einem Loch als einem Wohnhause. Das flache Lehmdach bildet eine Terrasse, auf der die Bewohner im Sommer schlafen. Das Hauptzimmer im Innern ist eng und klein, statt des Fensters dient ein kleines, niemals mit Glas verschlossenes Loch in der Wand. Da Luft und Licht nur schwer eindringen können, sind die Räume fast stets feucht. Der Luxus von Möbeln, und wären sie auch von der einfachsten Herstellung, kennt der Perser nicht, wenn man nicht allenfalls eine Art von Weitzestell rechnen will, das auf der Erde ausgebreitet wird, um der ganzen Familie als gemeinsame Schlafstelle zu dienen. Die berühmten persischen Teppiche dienen nur dazu, in den Häusern der Reichen den Boden zu bedecken, in den gewöhnlichen Wohnungen ist nichts davon zu sehen. Längs der kalten Lehmwände sind Kissen angebracht, gegen die man sich während des Sitzens anlehnen kann, aber zum Sitzen selbst ist wieder nur der Fußboden da, es giebt weder Tische noch Stühle, noch auch Gardinen, oder ähnliche überflüssige Verzierungen. Wenn die Familie ihr gemeinsames Mahl

einnehmen will, so wird einfach ein Tuch auf dem Boden ausgebreitet, und die Leute kauern sich um dieses Herum auf der Erde zusammen. In der Mitte des Zimmers befindet sich der sogenannte Tandur, der als Ofen dient; er besteht aus einer Art primitiver Kohlenpfanne, in die kleine Stücke von Holzholz geworfen werden. Darüber ist ein sehr großer vierediger Tisch gestellt, der mit einem Tuch bedeckt ist; während der in Persien empfindlich kalten Winternächte legt sich die ganze Familie auf diesen Tisch über das Feuer und deckt sich mit dem Tuch zu. Es ist kein Wunder, daß bei diesen Zuständen sehr oft Erkältungen besonders bei den Kindern vorkommen, da die Kohlen in der offenen Pfanne eine beträchtliche Menge von Kohlenoxyd entwickeln. Außerdem ist diese Sitte der Anlaß für eine weite Verbreitung des Rheumatismus unter den Persern, denn die Kohlenpfanne erwärmt den Raum so ungleich, daß in der Mitte des Zimmers eine Temperatur von 40–60 Grad und im übrigen Teil eine solche von 10–15 Grad herrscht. Wirkliche Oefen oder Ramine sind wiederum nur dem reichen Perser bekannt. Ein zweiter Tandur in einem andern Raum dient zum Kochen und Baden. Der Rauch muß abziehen, wo er eben seinen Weg findet. Infolge dieser unglaublichen Gesundheitswidrigkeit, Unreinlichkeit und Unseligkeit der Wohnungen giebt es in den persischen Städten viele Bleichsüchtige, Lungenschwindsüchtige und andre Kranke, deren Leiden aus ungesunden Verhältnissen des täglichen Lebens entstehen. —

Geologisches.

— Ueber die Möglichkeit, über das Aufsteigen und Sinken der Küsten eine Anschauung zu gewinnen, spricht N. J. Günther in „Scott. Geogr. Mag.“ im Anschlusse an die bekannte Erscheinung am Serapistempel der Phlegäischen Felder bei Pozzuoli. Die von Lithodomen (Seebatteln) angebohrten Pfeiler des Tempels beweisen, daß dort das Land gesunken ist und sich dann wieder gehoben hat. Günther verweist nun auf die im Golf von Neapel unter Wasser liegenden Ruinen zweifellos römischer Bauwerke, die sich dem Posillipopol und der Bucht von Baja entlang ausdehnen und zum Teil zwar vielleicht Wasserbauten darstellen, zum Teil jedoch ebendem auf dem festen Lande gestanden haben. Bei ruhigem Wasser sieht man dort in einer Tiefe von wenigen Fuß ganze Straßenzüge, Treppen, Thorwege und Durchgänge, die verfallen sein müssen. Günther meint, daß eine sorgfältige Aufnahme und Untersuchung dieser unterwasserigen Gebäude möglicherweise Anhaltspunkte für die dortigen Kräfteveränderungen seit der römischen Zeit liefern könnte, ja er ist überzeugt, daß sich dabei noch so viel Thatsachen über die ehemalige Ausdehnung des Meers ergeben würden, daß man daraus mit annähernder Genauigkeit den Verlauf der Küstenlinie der Phlegäischen Felder in römischer Zeit feststellen könnte. Die Untersuchung müßte jedoch bald erfolgen, da die Winterstürme die Ruinen mehr und mehr zerstören und der fortschreitende Bau von Uferbefestigungen die Verhältnisse ebenfalls verwischt. Geologische Beweise für Hebung und Senkung größerer und kleinerer Gebiete sind ja fast überall vorhanden, doch sind die Beispiele aus historischer Zeit selten und nicht genau meßbar. Hier bietet sich eine Gelegenheit dazu. —

Technisches.

— Güte aus Papierstoff. Der Haarfilz, der unalte Rohstoff der Hutmacherei, soll in einem Kunstprodukt einen gefälligen Mitbewerber erhalten. Ein Russe nimmt, wie die „Papierzeitung“ mitteilt, gegenwärtig Patente auf die Fabrikation von Filz aus Zellstofffasern, und das neue Erzeugnis soll die meisten Eigenschaften guten Haarfilzes aufweisen. Der Erfinder breitet auf einer kupfernen Platte Zellstoff in dünner Schicht aus und giebt eine Lösung von ammoniakalischen Kupferoxyd darüber. Hierdurch löst sich ein Teil des Zellstoffs auf, so daß die genannte Schicht nunmehr aus einem Gemisch von Fasern und Zellstoff-Lösung besteht. Auf dieses wird Soda- oder Pottasch-Lauge gegossen und so der aufgelöste Zellstoff in eine gelatinöse Masse verwandelt. Unter Druck nimmt die ganze Schicht eine gleichmäßige ebene Oberfläche an und kann, wenn bis zu einem gewissen Grade getrocknet, von der Platte abgehoben werden. Man neutralisiert sie in verdünnter Schwefelsäure, wäscht sodann mit Wasser, und der künstliche Filz ist fertig. Der Zellstoff kann vor seiner Bearbeitung nach Belieben gefärbt werden, ebenso der fertige Filz. In der Fabrikation des künstlichen Filzes eignet sich Zellstoff jeglicher Art. —

Humoristisches.

— Umschreibung. Sepp (mit Michel im Streit): „I thät Dir schon mein' Meinung sagen — aber da is mir's Lokal z' Klein!“

— Liebenswürdig. Sie: „Weißt Du noch, hier in diesem Garten haben wir uns kennen gelernt?“

Er (ungebuldig): „Ja ja, daran ist doch aber jetzt nichts mehr zu ändern.“ —

— Feuerung genug. Dame: Entschlich! Die Kohlen werden immer teurer!“

Redakteur: „Schadet mir nichts! Jetzt kommen ja die Weihnachtsgebichte.“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 23. Dezember.